



WILLKOMMEN IM AUFBRUCH OTTMAR ETTE

Professor Dr. Ottmar Ette, geboren 1956 im Schwarzwald, seit 1995 Lehrstuhl für Romanische Literaturwissenschaft an der Universität Potsdam. Heinz-Maier-Leibnitz-Preis für die Edition von Alexander von Humboldts Reisebericht (2 Bde., 1991), Nachwuchswissenschaftler-Preis für eine Monographie über den kubanischen Lyriker und Essayisten José Martí (1991), Hugo Friedrich/Erich Köhler-Forschungspreis für eine intellektuelle Biographie des französischen Zeichentheoretikers und Schriftstellers Roland Barthes (1998). Weitere Buchveröffentlichungen: *Literatur in Bewegung* (2001), *Weltbewusstsein – Alexander von Humboldt und das unvollendete Projekt einer anderen Moderne* (2002); *ÜberLebenswissen – Die Aufgabe der Philologie* (2004); *ZwischenWeltenSchreiben – Literaturen ohne festen Wohnsitz* (2005). Arbeitet derzeit am Buchprojekt „ÜberLebenSchreiben“. – Adresse: Institut für Romanistik, Universität Potsdam, Postfach 60 15 53, 14415 Potsdam.

Erster Beginn

Es ist frühmorgens, der letzte Tag am Wissenschaftskolleg beginnt. Ich sitze in einem wieder leeren Raum, die Fenster sind weit geöffnet, Vogelstimmen dringen herein. Die Schlüssel – den einen kann man ertasten, den anderen beim Aufschließen hören – sind bereits vom Schlüsselbund genommen, warten darauf, als WK N20 in andere Hände zu gelangen. Ja, Neugier darauf, wer dieses Zimmer mit Balkon nach mir bewohnen wird; und der Gedanke an Anekdoten, die man mir über Fellows erzählte, die vor mir in diesem *studio*, dessen Asymmetrie mir auf Anhieb gefiel, lebten. Das Jahr am Wissenschaftskolleg hatte im Oktober mit Anruferinnen begonnen, die mit meinem Vorgänger sprechen woll-

ten: Nein, ich bin kein Komponist, sondern Romanist: Ja, ganz recht, das gibt es seltener hier. Womit man sich als Romanist beschäftigt? Ich zögere. Schade eigentlich, dass der Romanist anders als der Komponist – der von sich sagen kann, er komponiere – keine Verbform sein Eigen nennen darf. Dann fielen Erklärungen leichter. Mein Projekt? Der stolze Plan für dieses Jahr war rasch, in der Nacht, zu Papier gebracht und am nächsten Morgen, vor einem Abflug, gerade noch rechtzeitig verschickt worden. Nein, ich habe leider keine Zeit zu erklären, was ein Romanist so tut, was ihn mit der Romania verbindet, und hänge wieder auf. Plötzlich sind die Stimmen und Klänge der Vorgänger im Zimmer präsent, mischen sich mit den Vogelstimmen, die sich irgendwie anders anhören als zu Hause. Das Zimmer ist noch leer; und doch ist zwischen den kahlen Wänden ein Echo-Raum entstanden, aus den Stimmen der Vergangenheit und ihrer Geistesgegenwart. Geisteswissenschaft also, Romanistik. Ein Ort für einen Roman? Vielleicht, jedenfalls für eine Geschichte.

Zweiter Beginn

Das Wichtigste zuerst: Einstimmung auf die Stimmung. Und gleich die erste Überraschung: Die Atmosphäre ist ganz anders als erwartet, als bei vorherigen Besuchen in holzgetäfelten Räumen vermutet. Das eigentlich Wunderbare am Wissenschaftskolleg ist die heitere Souveränität vieler dort beschäftigter Menschen. Sie wird rasch zur eigentlichen Quelle für mein Lebensgefühl als Kollegiat. Das Heitere, Gelassene überträgt sich schnell auf die Arbeit, die hier geleistet werden soll: Ich spüre einen freundlichen Erwartungsdruck. Mit jedem Zyklus scheint derselbe Ritus zu beginnen, der einem doch immer wieder andere Varianten offen lässt: Es ist, als kehrte man heim in die Fremde. Seltsam, diese Debatten, um allgemeine Veränderungen durchzusetzen, bevor sich überhaupt ein Rhythmus bilden kann: Auch unser Jahrgang hatte seinen *Great debate*, seine *Guerre des fourchettes*, sein *Felloween*. Glücklicherweise, wer hier im internationalen Vergleich Habitat und Habitus des *homo academicus* studieren darf.

Sie sind Fellow am Wiko? Das geläufige, mich zunächst eher störende Insider-Kürzel Wiko für das Wissenschaftskolleg wird mir sympathisch, als ich beginne, es als Kurzform von Willkommen zu verstehen. Also: Willkommen, bienvenus, welcome! Von Beginn an ist für mich in diesem Kürzel aber auch Vico gegenwärtig. Ich brauche einige Zeit, bevor mir klar wird: Sollte es – in einem anderen Jahr – ein Roman und keine Kurzgeschichte werden, dann muss er den Titel *Die Spirale des Vico* tragen. Alles kehrt wieder, doch auf

einer anderen Ebene: Eine Spirale lässt sich nicht stillstellen, nicht anders als in Bewegung denken. Die Spirale begleitet mich das ganze Jahr hindurch, heiter, gelassen, im Rhythmus. Zuerst also das Wichtigste: Dankbarkeit und Dank für diese Stimmung.

Dritter Beginn

Paradox: Eigentlich hatte das Jahr am Wissenschaftskolleg für mich weit vom Grunewald entfernt an der *Corniche*, an der Uferpromenade von Alexandria begonnen. Eine Sommer-Universität des Arbeitskreises „Moderne und Islam“ in der blendend schönen Stadt, in der einst viele meiner Lieblingsschriftsteller wohnten: an jener Bucht, die von Euklid ausgemessen wurde. Ein Gedanke drängt sich auf: Sollte ein wissenschaftliches Buch in meiner Zeit am Wissenschaftskolleg entstehen, es müsste mit dem Blick auf die Bucht von Alexandria beginnen, genauer: mit der Verzauberung des Blickes, der zwischen den Wellen Welten entstehen und verklingen lässt. *Damals in Alexandria*: Die Lektüre dieses autobiographischen Bandes von André Aciman vor Ort wird weit wichtiger für mich, als ich zunächst ahne. Dann die erste Begegnung mit dem libanesischen Schriftsteller Elias Khoury, bei einem Empfang in der Abendstimmung, hoch oben über der Bucht: ein kurzes Abtasten, dann die erstaunte Vertrautheit, deren Atmosphäre sich durch den gesamten Workshop zieht: „Die erahnte Bucht ist schöner als die gesehene.“ Dafür lebe ich. Als ich zwei Wochen später am Wissenschaftskolleg eintreffe, ist diese Stimmung noch da, verstärkt durch die Stille, die Ruhe, die eine Tagung über Reiseliteratur im Schloss von Cerisy-la-Salle nach dem Straßenlärm der *Corniche* in mir geschaffen hat. Das Jahr steht im Zeichen dieses Nachschwingens und einer posteuklidischen fraktalen Geometrie, in der sich die Räume und die Zeiten überlagern und queren, ohne sich doch zu vermischen. Gebrochene, selbstähnliche und doch voneinander klar getrennte Zeit-Räume aus der Bewegung: So musste die Struktur des Buches werden. Geschrieben von einem transitorischen Ort aus, also ohne festen Wohnsitz: *Un balcon en forêt*, wie Julien Gracq formulierte, ein Balkon in der Zeit, der später Windrad und Sonnenschirm bekommen sollte.

Vierter Beginn

Kommst du voran mit deinem Projekt? Ich bin nicht ins Wissenschaftskolleg gekommen, um es mit einem neuen Buch in der Hand wieder zu verlassen. Aber hast du jetzt nicht unendlich viel Zeit? Ja, ein Geschenk, ein Privileg – und zugleich der ausfluchtlose Verlust

aller Ausreden, nicht zum Schreiben zu kommen wegen all der Gremiensitzungen, Auswahlkommissionen, Prüfungen, Veranstaltungen, Exzellenzcluster. Als ich ankam, stand ich vor einer Alternative: Wenige Monate zuvor war mein Band *ÜberLebenswissen* erschienen, und ich wusste noch nicht, an welcher der beiden möglichen Fortsetzungen ich arbeiten wollte. Wo beginnen? Zum einen wollte ich den Schnittstellen zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften nachgehen – und gibt es einen Ort, dachte ich zu Beginn, der dafür besser geeignet wäre als das Wissenschaftskolleg? Zum anderen interessierte ich mich zunehmend für das, was ich die Literaturen ohne festen Wohnsitz nenne. Nach wenigen Wochen am Kolleg stand die Entscheidung fest: Weit verlockender als eine aleatorische Konstellation verschiedenster Disziplinen, auf die ich mich jederzeit im Gespräch, in der Konversation bei Aperitif oder Espresso einlassen konnte, war für mich die Aussicht, aus einer Zwischenwelt, die irgendwo *ante portas* zwischen Berlin und Potsdam liegt, über ein Schreiben ohne festen Wohnsitz zu schreiben. Eine Proust'sche Alternative, gewiss: die zwischen *conversation* und *écriture*. Also? Die klare Entscheidung besaß auch hier etwas Befreiendes. Aber wer weiß schon von Beginn an, ob er sich für *A la recherche du temps perdu* oder für *Du temps perdu à la recherche* entschieden hat?

Fünfter Beginn

Und dennoch: Lob des Gesprächs bei Tisch, zur festen Uhrzeit. Wie sonst hätte ich erfahren, dass Vögel derselben Spezies in unterschiedlichen Dialekten trällern? Das führte immerhin zur Lektüre eines Buches mit dem schönen Titel *The Bird Song*, leider ohne beigefügte Hörbeispiele. Seitdem weiß ich nicht nur, dass Vogelweibchen Partner bevorzugen, die in ihnen bekannten Dialekten singen, sondern auch, dass sich die Vögel im Grunewald tatsächlich anders artikulieren. Hätte Max Aub in seinem wunderbaren *Rabenmanuskript* seinen Raben Jakob, der das Konzentrationslager als die eigentliche Lebensform der Menschheit begreift, von der Universalsprache der Vögel reden lassen, wenn er diesen ornithologischen Klassiker gelesen und erfahren hätte, dass jedes Habitat einen anderen Vogeldialekt entstehen lässt? Ich mache mich auf die Suche nach einem zweiten Vogel für meinen zweiten Band und werde erst im Juni fündig. In Cécile Wajsbrots wunderschön traurigem Text *Mémorial* findet sich eine Schneeeule, die anders als der Rabe Jakob namenlos, weiß und stumm ist. Das lebendige Vorbild, das aus dem hohen Norden stammt, hatte die Schriftstellerin aus Frankreich im Berliner Zoo (Ost oder West, gleichviel) gefunden; von seinem literarischen Nachfahren erfuhr ich gesprächsweise von ihr im

Kolleg. Der Roman erscheint erst im September, zur *rentrée*; doch ich bekomme ihn vorab und bin begeistert. Es war der Vogel, den ich brauchte, um mein Buch abzuschließen. *Eloge de la conversation*.

Sechster Beginn

Erleichterung gleich zu Beginn: Im Wissenschaftskolleg wollte niemand den Vogel abschließen. Unter siebenunddreißig Fellows gibt es mindestens achtundvierzig Formen, das Wissenschaftskolleg zu leben. Ich habe meine Möglichkeiten gesucht und gefunden, auch wenn ich es bedauerte, nicht alle anderen simultan ausprobieren und nutzen zu können. Denn eine Chance, noch einmal, vielleicht unter einem Pseudonym, ans Wiko geladen zu werden und somit noch einmal von vorne zu beginnen, besteht nicht. Nicht wahr?

Siebter Beginn

Mein Vorteil für einen guten Start ins Jahr: Ich hatte bewusst keine Reste, keinen Überhang an Arbeiten mit ans Wissenschaftskolleg genommen, die ich hier hätte „bearbeiten“ und „abschließen“ müssen. Das Jahr im Grunewald sollte eine Zeit für sich sein, unbelastet von der Fertigstellung früherer Arbeiten, die mir sonst meine Freiheit und meine Lust geraubt hätten, einer genießenden (und zugleich gerade in unseren Zeiten überlebenswichtigen) Wissenschaft anzugehören. Der schwierigere Teil der Aufgabe: Mit dem Jahr am Wissenschaftskolleg sollte diese Zeit auch ihren Abschluss finden, mir erlauben, mich für Neues öffnen zu können. Natürlich waren Kompromisse notwendig, wie immer, wenn es um Wissenschaftsorganisation geht. Ich ließ mich umstimmen und überreden, den Vorsitz einer Kommission zu übernehmen, die natürlich von vitalem Interesse für ... Sie wissen schon. Und selbstverständlich ging die Arbeit an verschiedenen Sammelbänden sowie an einer Festschrift weiter, deren Titel und Thema ich vorschlug, weil sie mich seit der Studentenzeit faszinieren, ohne dass daraus etwas entstanden wäre: *Intellektuelle Redlichkeit*. Vor allem brach ich auch – entgegen vieler gutgemeinter Ratschläge – mein Doktoranden- und Habilitandenkolloquium nicht ab, das mich immer wieder an die Universität, vor allem aber in den bald schon schmerzlich vermissten Bereich der Lehre zurückholte. Doch wie schon betont: Weit schwieriger noch war es, den Eigen-Sinn und die Eigen-Zeitlichkeit des Wiko-Jahres mit Blick auf das sich daran anschließende Neue zu achten, zu respektieren. Denn ich wurde mir plötzlich, bei einem der vielen Spaziergänge, der Notwen-

digkeit bewusst, die Arbeit am Buch noch im Sommer abschließen zu müssen. Umgehend wurde ein Erscheinungstermin mit dem Verleger vereinbart. Ich verhehle nicht, dass die sich dadurch entwickelnde Sogwirkung bisweilen die heitere, gelassene Atmosphäre für mich belastete. Doch die Beschleunigung der Zeit war produktiv und beglückend. Seit ich gestern das Manuskript meines Buches über die Literaturen ohne festen Wohnsitz in der Wallotstraße ausdrückte und dabei die Tonerkassette meines Druckers auf den letzten Seiten zur Neige ging, weiß ich, dass Rhythmus und *timing* stimmten. Romanistenglück.

Achter Beginn

Doch zurück zum Anfang oder was man dafür hält. Gleich während der ersten Tage des Fellow-Jahres stellte sich bei mir das Gefühl ein, dass die verschiedenen Gebäude des Wissenschaftskollegs eine Inselgruppe, ein Archipel in einem Meer von Bäumen bilden. Jede Insel hat ihren eigenen Namen, ihre eigene Geschichte, ihre eigene Atmosphäre, ihre eigene Funktion und ihre eigenen Insulaner. Als erstes bekommt jede Kollegiatin und jeder Kollegiat eine Landkarte ausgehändigt, um das Inselhüpfen zu erleichtern. Manche entwickelten sich zu wahren Laufwundern. *Todas las islas la isla*: Der dunkle Hintereingang der Villa Walter und das Aquarium des Neubaus, der knarrende Holzboden der Villa Jaffé und die Spiraltreppen der Weißen Villa, der Tischtennisraum und die Büros des Hauptgebäudes scheinen auf den ersten Blick nicht allzu viel miteinander zu tun zu haben. Jeder Fellow hält sich an all diesen Orten unterschiedlich häufig und unterschiedlich lange auf: Ein je eigener Parcours mit seiner eigenen Choreographie entsteht zwischen Geräusch- und Geruchslandschaften, die sich stark voneinander abheben und sich doch fast notwendig ergänzen. Schön, dass die Räume hier diskontinuierlich sind.

Babel-Plage. Die Menschen, die diese Eilande dauerhaft bewohnen, werden von periodisch anlandenden Fellows aufgesucht, die unterschiedliche Muttersprachen sprechen und sich zumeist der Verkehrssprache des Englischen bedienen, das in höchst verschiedenartigen Dialekten und Kreolisierungsformen gesprochen und geschrieben wird. Die Fellows stammen aus unterschiedlichen Kulturen, rechnen sich sehr diversifizierten Disziplinen zu und pflegen, wie man mehr oder minder schnell bemerkt, sehr eigene intellektuelle Leidenschaften. Nein, von „exzentrisch“ würde ich nicht sprechen. Rasch bildet sich bereits im Verlauf der ersten Wochen ein Archipel heraus, das sich zu Inselgruppen und Konstellationen anordnet. Die gemeinsamen Mahlzeiten lassen bald die Umrisse, später erstaunlich genaue Kartierungen dieser Inselgruppen erkennen. Wie in jedem Archipel: Alles

steht mit allem in Beziehung, aber eben nicht alles gleichzeitig. Es entsteht eine fraktale, durch Selbstähnlichkeiten und Ungleichzeitigkeiten geprägte wechselseitige Bezüglichkeit quer zu einzelnen Wissenschaftssprachen und Wissenschaftskulturen, quer zu kompositorischen Tätigkeiten und literarischen Probeläufen. Eine Welt im Kleinen.

Neunter Beginn

Für mich beginnt sich das Jahr erkennbar in zwei Hälften zu teilen: Insel-Welt und Inselwelt. Die erste Hälfte steht im Zeichen der Insel-Welt, also der internen Erkundung des Archipels, seiner Sprachen und Kulturen, seiner Disziplin und Disziplinen: *Marinero en tierra*, auf Landgang. Im Dienstagskolloquium werden dafür Landkarten geliefert, großmaßstäbliche wie kleinmaßstäbliche. Doch neben der Insel-Bühne des großen Kolloquiumsraums ist wohl der Restaurantbereich der eigentliche Erkundungsraum: Der Appetit kommt beim Essen, gewiss auch der Wissensdurst, die produktive Neugier. Die Diskussionen der Dienstagskolloquien – bisweilen pertinent, mitunter auch impertinent, in jedem Falle theorieschärfend – öffnen sich auf den freieren Raum der gastronomischen Reisen in den Äquinoktial-Gegenden Berlins: Gespräche, die oft alles andere als Schonkost, vielmehr Herausforderung waren. So entwickelte sich ein Jahr, in dessen Verlauf (nicht nur) ich kontinuierlich an Gewicht gewonnen habe. Dank an die Küche.

Zehnter Beginn

Durch die Diskussionen und Gespräche innerhalb des Archipels habe ich viel dazugelernt. Vieles freilich hängt von der Übersetzung zwischen den verschiedenen (Wissenschafts-) Sprachen und Kulturen ab, will man mit anderen Worten und mit Worten des Anderen sprechen. Ich gewöhne mir an, Ideen zu notieren und auch dann in mein eigenes Projekt zu übersetzen, wenn sie gar nichts mit meinen Gegenständen und Fragestellungen zu tun zu haben scheinen. Die Insel-Welt bekommt schärfere Konturen. Manche Inseln sind dominant, andere kaum am Horizont auszumachen. Die USA: deutlich überrepräsentiert – vor allem in einer Stadt, in der die *American Academy* anders, als ihr Name es verspricht, keinen Kontinent repräsentiert. Aus den Ländern Lateinamerikas, aber auch aus Frankreich, Spanien und – sieht man von den wenigen Wochen mit Giorgio Agamben einmal ab – Italien: niemand. Einem Romanisten kann diese Asymmetrie der Beziehungen in einer Insel-Welt (fast) ohne Romania nicht gefallen. Warum sollte es nicht gelingen, mit

Hilfe einer renommierten, „wenngleich“ nicht in den Wissenschaftssystemen Europas und der USA sozialisierten VertreterIn im Beirat eine stärkere Sensibilisierung und bessere Or- tung zu bewirken und die schmerzlichen Lücken jenseits der G 8 kompetent zu schließen?

Elfter Beginn

Die Geschichte des Archipels im Grunewald begann mich zunehmend zu interessieren. Neben der gleichsam offiziellen Geschichte, die beeindruckt, waren es vor allem die in der Literatur transportierten Geschichten, deren Lebenswissen (und Überlebenswissen) so viel reicher ist. Neben anderen Texten wird Nicolaus Sombarts *Journal intime* – wenngleich weit entfernt von der Hagenstraße – zu einem Bordbuch, das mich auf den Spaziergängen durch einen verschneiten Grunewald begleitet. Die Inselliteratur intensiviert das Erleben auf den Erkundungsfahrten durch die Insel-Welt und zeigt die erstaunliche Konstanz bestimmter Konstellationen auf. Der Echo-Raum der Literatur bringt zu Gehör, was in keinem Bericht – auch nicht in diesem – steht.

Zwölfter Beginn

Das größte Glück dieses Jahres also: das Hören auf die Stimmen der Literatur, denen ich in Berlin begegnet bin. Ich verstehe sie als Teil der Insel-Welt des Archipels, und doch weisen sie weit darüber hinaus auf die Inselwelt, auf die externen Beziehungen zu anderen Kontinenten, anderen Inselgruppen, anderen Inselwirklichkeiten. Mein Projekt beginnt, im unbeschwerten, oft fröhlichen, stets intensiven Austausch mit vielen Autorinnen und Autoren eine präzisere Form anzunehmen: die gemeinsame Arbeit mit Elias Khoury in Alexandria, die Begegnungen mit Alberto Mussa, Verónica Murguía und Rabih Alameddine während der ersten und mit Susana Romano Sued, Alberto Ruy Sánchez, Lisa Suheir Majaj und Luis Fayad während der zweiten Tagung zu den *ArabAmericas*. In Zusammenarbeit mit Friederike Pannewick und Andreas Pflitsch entfaltete sich im Verlaufe dieser Tagungen des Wissenschaftskollegs – parallel zu einer in Potsdam und Berlin durchgeführten Ringvorlesung zur selben Themenstellung – ein plastisches und zugleich mobiles Bild der geokulturellen und literarischen Beziehungen zwischen den Amerikas und der arabischen Welt. Neue Kartierungen von Wegen des Wissens, die zuvor kaum bekannt waren, sind dabei entstanden. Ein Beginn.

Viele weitere Begegnungen mit Autoren erwiesen sich für mich als anregend und höchst fruchtbar. Die Möglichkeit, José F. A. Oliver und Girgis Shoukry ans Wissenschaftskolleg und unter dem Titel *Cairo Transit* zu einem Lyrik-Abend einzuladen; und schließlich die Gespräche mit Emine Sevgi Özdamar und die regelmäßigen, unverzichtbar werdenden Begegnungen mit Cécile Wajsbrot eröffneten neue Einsichten in die unterschiedlichsten Formen des ZwischenWeltenSchreibens. Auch diese „Wege des Wissens“ – so der Titel eines gemeinsamen Verbundprojekts am Wissenschaftskolleg – leiteten über zu vielen Reisen, welche die Insel-Welt Berlins mit einer weltweiten Inselwelt in ein produktives Spannungsverhältnis setzten. Wer an einem Buch über die Vektorisierung von Wissens- und Schreibprozessen in den Literaturen des ausgehenden 20. und des beginnenden 21. Jahrhunderts arbeitet, kann seine Ziele nicht verfolgen, ohne sich selbst auf den Weg zu machen. So stand vor allem die zweite Hälfte des Fellow-Jahres ganz bewusst im Zeichen des verstärkten Pendelns zwischen Insel-Welt und Inselwelt: Kapitel um Kapitel entstand. Eine Arbeitstechnik des *dépaysement* und einer beständig wechselnden Delokalisierung, die mich zwangen, in der Auseinandersetzung mit immer wieder anderen Gesprächspartnern und Zuhörern anderswo wechselnde Blickrichtungen einzunehmen. Letztlich ein Versuch, den im ersten Band vorgelegten Entwurf einer Literaturwissenschaft ohne festen Wohnsitz in einer konkreten Forschungs- und Vortragspraxis auszuloten – oder zumindest zu simulieren.

Dreizehnter Beginn

La treizième revient ... Mein Aufenthalt am Wissenschaftskolleg ist zum intellektuell bislang wohl intensivsten und anspruchsvollsten Abschnitt meines eigenen Lebensweges geworden – paradoxerweise auch, weil ich mich nicht ausschließlich am Wissenschaftskolleg aufgehalten habe. Ohne das enge Zeitraster und ohne die fachspezifischen Impulse, die nicht nur von meinen Berliner, sondern auch von den internationalen Vorträgen ausgingen, wäre ein beschleunigtes Vorantreiben meines Vorhabens und ein Abschluss meiner Arbeit zum Ende meines Wiko-Jahres nicht möglich gewesen. Ein dichtes Netz sich überlagernder Reise- und Verstehensbewegungen entstand. Entscheidend für meine Arbeit war es, die Insel-Welt mit der Inselwelt zusammenzuführen und zugleich die Disziplinen querenden Gespräche mit einem quer zu den Disziplinen angelegten Schreiben zu verknüpfen, das der jeweiligen fachwissenschaftlichen Nagelprobe in New York oder

Freiburg, Caracas oder Paris, San José oder Madrid standzuhalten hatte. Am Ende das Gefühl, das Romanistenmögliche getan zu haben. ZwischenWeltenSchreiben.

Ein Ende

Jenseits eines rein scientificischen Zweckes musste mein „Wiko-Band“ die Form einer Spirale erhalten, die sich mit der Spirale des ersten Bandes zu einer Doppelhelix verbinden sollte. Thesen, die zuerst in einer Podiumsveranstaltung zur Zukunft der Romanistik erprobt wurden, sollten den Gedankengang am Ende auf einen neuen Bewegungs-Raum hin öffnen, der seine eigene Lokalisierung stets aus der künftigen Bewegung definiert:

Où aller, j'en suis là.

Ohne die Reisebewegungen innerhalb wie außerhalb des Wissenschafts-Archipels wären meine Erkundungen der Literaturen ohne festen Wohnsitz niemals möglich geworden – und ohne die Sicherheit, dass nach jeder Rückkehr in den Grunewald Wiko für Willkommen stand. Und was wäre mein Fellow-Jahr gewesen ohne die großen künstlerischen Überraschungen und Höhepunkte wie etwa das Gesprächskonzert mit der lange nachklingenden, nachhallenden Stimme von Walter Levin? Ich danke allen, die diese (klang)erfüllten Monate möglich machten, von Herzen.

Kein Ende

Zurzeit: Der Vormittag ist vorüber, es ist Mittag geworden an meinem letzten Tag als Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. Draußen hat ein Nieselregen eingesetzt. Ich speichere den Text ab, als wäre er nicht das Resultat dieser wenigen Stunden, sondern die ausgewogene Bilanz eines ganzen Jahres. Diese Zeilen gehören noch zum Kolleg und markieren ein Ende, das zu einem neuen Beginn werden soll. Nein, nicht noch einmal von vorne anfangen, sondern etwas beginnen. Doris kommt herein, es klart auf, wir gehen zum Mittagessen an einem Dienstag ohne Dienstagskolloquium: letzte Begegnungen, Gespräche, bitte keinen Abschied, es sei denn virtuell. Dann packen wir ein, was von einem Jahr geblieben ist: Das Zimmer ist wieder leer. Du bist fast schon ein Alt-Fellow, mit deinem Angelus Novus, dem Engel einer anderen Berliner Geschichte, auf Krawatte und Schal. Willkommen auf anderen Wegen des Wissens zu einer Archipel-Wissenschaft – und willkommen im Aufbruch!